Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 169 (1991)

Artikel: Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte
Autor: Bieder, Werner
Kapitel: 10.: Indien im Umbruch - Mission im Aufbruch
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006844

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

10. Kapitel:
Indien im Umbruch – Mission im Aufbruch

a) Einleitung

1. Nahe beim Heustrich Bad im Berner Oberland sass ich in der Nähe eines Ferienhauses als zehnjähriger Knabe im Sommer 1921 auf einer Wiesenböschung. Ich hatte vor mir die Bekehrungsgeschichte des frommen Inders *Sadhu Sundar Singh*. Wie beeindruckte mich der Bericht über die Rettung des am Leben verzweifelten jungen Mannes, der sich unter einen Eisenbahnzug werfen wollte und der durch eine Christusvision zum Leben zurückgerufen worden war! Später hörte ich davon, wie der indische Evangelist auf seiner Europareise über das Christentum in der westlichen Welt tief enttäuscht worden war. Er verglich das europäische Christentum mit einem grossen Stein, der vom Wasser ständig umspült wird, aber innen vollständig trocken bleibt. Was *ihm* Christus bedeutete, ist nach seinen Beobachtungen nicht mehr oder noch nicht ins Innerste der europäischen Menschen eingedrungen. Wenn das nach dem Ersten Weltkrieg die Erfahrung eines lebendigen indischen Christen war, wie hätte wohl Sadhu Sundar Singh heute über das Christentum in Europa geurteilt?

2. 46 Jahre später traf ich bei unserem ersten Indienaufenthalt im United Theological College in Bangalore den indischen Dozenten *Jai Singh* an. Er wohnte neben uns. Wir kamen bald miteinander ins Gespräch. Das Thema betraf die Gottesfrage. Den Glauben an einen «persönlichen» Gott konnte er nicht so ohne weiteres teilen. Um mir klarzumachen, dass ihm der lebendige Gott viel umfassender sei, als dass man sich ihn unter dem Bild einer Person vorstellen könne, brauchte auch er jetzt das Bild vom Wasser. Wenn er sich Gott «vorstellen» wolle, so sehe er immer den weiten Ozean vor Augen. Das Meer war ihm nicht so sehr eine feindliche Macht, das Sinnbild des Todes und des Untergangs. Vielmehr erschien ihm Gott im Bild vom Wasser als der Unfassbare, Unergründliche, Lebendige, als der «grössere» Gott. Ich fragte ihn, ob er zu diesem Gott beten könne. Das sei für ihn nicht schwer. Er bete mit seinen beiden Buben zu Gott, wenn sie des Abends zu Bette gingen.

Jai Singh, der als Kirchenhistoriker in ein anderes College berufen wurde, war mir noch aus einem anderen Grund ein wertvoller Nachbar gewesen. Er nahm sich vor, in einer kleinen Schrift seinen indischen Zeitgenossen die verschiedenen Religionen vorzustellen, die in Indien anzutreffen sind[295]. Er tat dies nicht in einer polemischen Weise, sondern mit der Absicht, Verständnis zu wecken für die jeweils andere Religion. Die Lektüre sollte den Lesern helfen, die feindliche Einstellung zu einer anderen

Religion fahren zu lassen und jeden indischen Menschen mit seiner Religion als Nachbarn zu begrüssen.

3. Beim *ersten indischen Aufenthalt,* der vom Juni 1967 bis zum Mai 1968 dauerte, hatte ich indische Studenten aus verschiedenen Regionen und Kirchen mit verschiedenen Muttersprachen auf Englisch (Altes und Neues Testament) zu unterrichten. Ich hatte es mit kritischen, überkritischen und unkritischen Studenten zu tun. Sie hatten alle mehr oder weniger unter dem englischen Examenssystem zu seufzen, durch das hindurch sie in die Position zu gelangen hofften, in der sie dem neu erkannten Evangelium von Jesus Christus unter ihren indischen Zeitgenossen zu dienen berufen waren. Die erwünschte Solidarität kam infolge des immer wieder durchbrechenden regional, konfessionell oder sprachlich begründeten Gruppengeistes nicht zum blühenden Leben. Jede Woche während der Collegezeit hatte ich Gelegenheit, die gehaltenen und dann besprochenen Studentenpredigten anzuhören. Dabei wurden jeweils stereotype Sündenbekenntnisse eingefügt, die es den Zuhörern schwer machten, konkret mitzubeten. Da wir in einem von der Ökumene finanzierten Haus für den Gastprofessor wohnten, hatten wir Gelegenheit, der Reihe nach die einzelnen Studenten einzuladen und sie persönlich kennen zu lernen. Die Kollegen an der Hochschule waren teils Inder, teils Engländer oder Schotten.

4. Beim *zweiten indischen Aufenthalt* vom September 1973 bis zum Frühjahr 1974 wollte der englische Gastdozent seinen Platz nicht räumen. Meine Frau und ich hatten mit einer wesentlich primitiveren Behausung vorliebzunehmen. Dessen ungeachtet war meine Frau bereit, auch jetzt die Studenten einzuladen. Ich hatte in einzelnen Privatstunden junge oder ältere Theologen zu unterrichten, die zwar ein wichtiges Examen (Bachelor of Divinity) hinter sich gebracht hatten, aber nach einem höheren Examen (M.Th. = Master of Theology) strebten, um auf Grund der bestandenen Prüfung einen Europa- oder Amerikaaufenthalt «für weitere Studien» antreten zu können. Als Ziel sahen sie eine gehobenere Stellung in der Kirche vor Augen. Auch mit Sekretären des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) kam ich beim biblischen Klassenunterricht ins Gespräch. Mir war diese siebenmonatige Arbeitszeit, die mich auch mit jungen Hausmüttern und Hausvätern der Kindernothilfe in Berührung brachte (Auslegung des Johannesevangeliums), eine willkommene Gelegenheit, am eigenen Leib zu erfahren, wie ein «niedriger Dienst» keineswegs erniedrigend wirkt, sondern wie aus mühseliger Dialogarbeit Kräfte freigesetzt werden.

5. In Bangalore hatten Franziskaner, Benediktiner, Ordensbrüder vom Heiligen Geist, Kapuziner und Jesuiten Lehrstätten eingerichtet. Ich konnte in der *«Christlichen theologischen Gesellschaft Bangalore»* mitarbeiten. Ich traf in diesem Kreis nicht nur konservative Kollegen an, sondern auch junge, vorwärtsstrebende, kritische Brüder. Ich spürte, wie im Katholizismus zwischen der Freiheit und der Ordnung des Geistes gerungen wurde und man durchaus offen war, das Heil auch ausserhalb der Kirche zu glauben.

Ich hatte mit einem franziskanischen holländischen Dozenten in anregenden Diskus-

sionsstunden die Dogmatik von Karl Barth zu besprechen, weil dieser theologische Lehrer sich für ein höheres Examen in Serampore vorzubereiten hatte. Als echter Franziskaner fand Pater Gervin van Leeuwen bei diesen Gesprächen, dass die Bücher der Natur und des Gewissens ebenso genau gelesen werden müssten wie das Buch der Bibel. Und er glaubte fest daran, dass die sogenannten «Heiden» in und trotz ihrer Rebellion gegen Gott von Gottes Liebe getragen würden.

Unter den katholischen Mitchristen, die wir kennenlernten, gab es sehr verschiedenartige Gestalten. Da war ein Priester bäuerlicher Herkunft aus der Nordschweiz, der die Fehler und Unmöglichkeiten in der indischen Geistlichkeit anprangerte und der Meinung war, dass die indische katholische Kirche hoffnungslos in den Mechanismus eines Geschäftsbetriebs abgesunken sei. Da war ein katholischer Laienbruder, den wir vor seiner Heimreise nach Deutschland trafen und der resigniert meinte, dass man zuhause mit den gesammelten Erfahrungen nichts anfangen könne. Da war aber auch andrerseits ein katholischer Jesuit aus dem Wallis, dem man nach achtzehn Jahren Dienstzeit in Indien nichts von Müdigkeit oder Verdrossenheit anmerkte. Dieser in Poona für einen praktischen Sozialdienst ausgebildete Schweizer verstand es ausgezeichnet, das landwirtschaftliche Leben in und um Bangalore zu verbessern. Er wetterte darum auch gegen das Unverständnis von Bischöfen gegenüber den dringend nötigen Sozialaufgaben der Kirche. Ein anderer Pater setzte sich im Staat Kerala für die soziale Gerechtigkeit der Waldarbeiter ein und scheute sich darum nicht, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten. Der spanische Jesuit Ferrer hatte 1968 Indien endgültig verlassen müssen, nachdem er Moslems, Hindus und Christen Farmerhilfe gegeben, bessere Bodenpflege beigebracht und ihnen beim Brunnengraben geholfen hatte. Zudem hatte der ökonomische Erfolg des praktisch zugreifenden Jesuiten die reichen Bodenbesitzer neidisch werden lassen, und die Selbständigkeitsgefühle der Bauern hatten sich zu regen begonnen. Ein Hindu[296], der die Partei des weggejagten Entwicklungshelfers ergriff, fragte seine Leser: «Weckt Ferrer etwa mit seinem unerhörten Einsatz unser Gewissen und deckt unser ökonomisch-menschliches Versagen auf? Hat er vielleicht da gearbeitet, wo wir nichts getan haben?» In der Tat: wo ein christlicher Bruder praktisch konkret geholfen hat, zeigen die säkularen Instanzen mit ihrem Wegweisungsbefehl, dass sie versagt haben!

6. Die *Basler Mission* hat ihre Arbeit in Indien 1834 angefangen. Zur Erinnerung an die Missionsarbeit der Basler Missionare gab Godwin Shiri im Namen des theologischen Untersuchungsinstituts in Mangalore eine Gedenkschrift heraus mit dem Titel «*Wholeness in Christ*». Die Absicht dieser Schrift war es, im Rückblick auf die Geschichte der Basler Mission in Indien die mannigfaltigen Dienste der Basler Missionare den Lesern in Erinnerung zu rufen, haben doch die Boten aus Europa «auf den Feldern der Religion, der Linguistik, der Erziehung, dem Handwerk (Ziegeleien!), in Publikationen und in der Druckerpresse» Pionierdienste geleistet[297].

7. Beim Rückblick auf die Dienstmonate in Indien wird mir die unbegreifliche Rettung aus einem entsetzlichen Eisenbahnunglück in der Nacht vom 19. auf den 20.

März 1968 unauslöschlich im Gedächtnis haften bleiben. Es handelt sich hier um ein nicht nur biographisches Einzelereignis. Was hier geschah, führte in und mit seiner Schreckhaftigkeit zu einem *Appell* und zu einer *Weisung,* die wie eine Überschrift über allen Kontinenten unseres Erdballs am Ende des 20. Jahrhunderts aufgerichtet bleibt.

Bei unserer Kunstreise durch Nordindien kamen wir nach dem Flug von New Delhi[298] nach Bombay[299] und nach der Nachtfahrt auf einem Küstendampfer nach Goa (bis 1961 portugiesische Kolonie, jetzt indisch). Ein Bus führte uns auf eine 1000 Meter über Meer gelegene Hoch-Ebene. In Dharwar machten uns Schulhausinschriften bewusst, dass die Bildungshilfe der Basler Mission sich bis hierher erstreckt hat («Basel Mission Girls High School», «Technical Training Institute»). Nach einem Imbiss in einem vegetarischen Restaurant wurden wir vor dem Einsteigen in den Nachtexpresszug enttäuscht: zwei Erstklassbillette für die lange Nachtfahrt im Indian Express nützten uns nichts, da der Schlafwagen für andere reserviert war! Wir mussten uns mit der dritten Klasse zufrieden geben. Meine Frau fand einen Platz im drittvordersten Wagen. Ich liess mich im vollbesetzten zweitvordersten Wagen zusammengepfercht mit anderen Leuten nieder. Nach 21 Uhr abends erreichten wir Hubli (wo viele Jahre Basler Missionare und Missionarinnen Schul- und Gemeindearbeit geleistet haben). Da kam meiner Frau der Gedanke, den Stationsvorstand zu fragen, ob sich nicht ein Platz für uns beide im Schlafwagen finden liesse. In der Tat: eine ganze Familie hatte ihre Reise abgesagt! Ein Wagenabteil wurde für uns frei. Über eine Stunde lang fuhr der Deccanexpress in die Nacht hinein. Gegen 23 Uhr wurden wir wie in ein finsteres Loch hinuntergeworfen. Unser Wagen war entgleist und kam auf die Schienen zu liegen. Die beiden ersten Wagen des Zuges waren ineinander verschachtelt. Eine wüste Masse von Holz, Eisen und Fleisch liess keinen Schmerzensschrei sterbender Menschen mehr durch. Ein indischer Arzt öffnete zu unseren Häupten die Abteilungstüre. Ich schob meine Frau nach oben. Der Arzt riss sie nach oben. Meine Frau sprang in die Nacht, in die Tiefe und wurde von Armen aufgefangen. Ich kam mit unserem Gepäck nach. Wir waren gerettet. Der französische Pater, der im Drittklasswagen neben mir gesessen hatte, war unter den Toten. Eine amerikanische Ärztin, Ida B. Scutter, die Nichte des weltberühmten Gründers des Vellorespitals in Indien, rief in die stockdunkle Nacht hinaus: «*SAVED FOR WHAT?*» Wozu haben wir Überlebende ein weiterdauerndes Leben erhalten?

Das «*Wofür gerettet?*» angesichts des drohenden Weltuntergangs bleibt als Mahnung und Verheissung über allen je und je Überlebenden stehen! Die Geschichte vom Eisenbahnunglück, bei dem unzählige Menschen das Leben lassen mussten, wurde uns zu einem Fanal, d.h. zu einem weithin sichtbaren Zeichen, das wie eine vorangehende Feuersäule allen «Menschen guten Willens» Weisung gibt, wie sie die verschiedenen Erfahrungen in ihrem bewahrten Leben nutzbringend für ihre Nächsten anwenden könnten. Es leuchtete die *Zukunft der Mission Gottes* auf in einer vergehenden und doch in allem Vergehen zur Erneuerung berufenen Welt.

b) Von Parpale bis Udipi: ein Kaleidoskop bei einem indischen Aufenthalt

aa) Das Ashram in Parpale

Von 1952 bis 1971 hat die Berner Missionarin und Bauerntochter Hanna Aeschimann, die seit 1935 in Indien tätig gewesen war, sich einem christlichen *Ashram* angeschlossen, das 1950 in der Nähe von Udipi gegründet worden war. Der katholische Religionsforscher Klaus Klostermaier wies in seinem Buch über Hinduismus die verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten des Sanskritwortes «Ashram» auf: «Einsiedelei», «Platz für anstrengende Übungen», «der Eigenname einer Gruppe von Wandermönchen»[300]. Ähnlich definierte Peter Brent das Wort: «the home of a Guru and the centre of his activities; a retreat, hence the secluded abode of a holy man»[301]. Beide Erklärungsversuche zielen auf religiösen Individualismus oder Gruppengeist, wobei der Mensch oder die Menschen im Ashram sich von anderen unterscheiden. Ganz anders definierte der Gottsucher oder Swami Rangananthananda dieses Wort. Er umschrieb Ashram wie folgt: das Ashram meint nicht ein Gebäude, sondern die Menschen darin und besonders die Frau, die als Königin in diesem Haus schaltet und waltet, mit der zusammen der Hausverwalter und Bürger lebt und funktioniert[302]. Mit dieser Umschreibung wird die Vorstellung einer isolierten Existenz oder einer klösterlich abgeschlossenen Gruppe vertieft durch das Zusammenwirken von Frau und Mann jenseits von Matriarchalismus und Patriarchalismus.

Wenn nun die christlichen Kirchen sich dieses Ausdrucks bedienen, so wollen sie damit auf eine ordensähnliche Gemeinschaft von Menschen hinweisen, die sich innerhalb einer christlichen Kirche zu einer Dienst- und Anbetungsgruppe zusammengeschlossen haben. Meine Mitarbeiterin im Basler Missionshaus, Frau Dr. Beatrice Jenny, die in Ghana als Lehrerin tätig war, war bei einer Indienreise vom Ashram in Parpale tief beeindruckt worden. War sie einerseits offen für die Volkskirche, so hinderte sie diese Bindung «nicht daran, nach einem evangelischen Orden zu hungern, wie er ihr im indischen Ashram in Parpale beispielhaft vor Augen getreten war. Sie war beeindruckt davon, wie hier ‹verbindlicher und freier› als in anderen diakonischen Schwesternschaften in der Nachfolge Christi ein gemeinsames Leben gefunden wird.»[303]

Wir sind am 4. November 1967 in Parpale gewesen. 14 Frauen wurden betreut, nicht nur alte, sondern auch gestörte Wesen, die teilweise noch mit ihren kleinen Kindern liebevoll aufgenommen wurden. Etwas entfernt vom Hauptgebäude steht ein Heim, in dem damals drei alte Männer ihren Lebensabend verbrachten. Prächtige Reisfelder zeugten von der grossen Arbeitskraft, die die Liebe zu den Armen ermöglicht. Eine schwer am Gehen behinderte Schwester zeigte uns das Land. Das Haus, das einen Anbau erhalten hat, bietet auch manchen Gruppen Gelegenheit, ihre Retraiten abzuhalten. Wir kamen dorthin, um am Abschluss einer mehrtägigen Konferenz des indischen christlichen Studentenbundes teilzunehmen. Die Tagung stand unter dem

Abb. 9
Das Hauptgebäude des Ashrams in Parpale (Indien)

Motto: «LIVING IS MEETING». Das Leben im Ashram war wie ein stiller lebendiger Kommentar zu den Voten, die jüngere und ältere Theologen abgaben.

Hanna Aeschimann zeigte mit ihrem kurzen Beitrag in der Basler Gedenkschrift über das Ashram in Parpale, wie sie als Mitglied der Basler Missionsfamilie und als Gründerin eines Ashrams allmählich in die südindische Kirche hineingewachsen ist: «Es scheint mir ein verheissungsvolles Zeichen zu sein, dass die Basler Mission willig war, ja, dazu bestimmt wurde, ihren Namen ‹Basler Mission› aufzugeben, damit die (südindische) Kirche zum Leben komme.»[304] In dieser Weise hat sie als schweizerische Christin mit indischen Christinnen zusammengelebt. Sie hat in einem kleinen Altersheim *und* auf dem dieses Heim umgebenden Feld diakonisch *und* landwirtschaftlich gearbeitet. Sie hat damit ein Zeichen aufgerichtet dafür, dass körperliches Wohl und seelisch-geistiges Heil zusammengehören, und zwar gerade so, dass man «indische Gewohnheiten und indische Kultur aufnehmen und praktizieren kann».

Im Blick auf die Weiterentwicklung der christlichen Kirchen und Gemeinschaften in aller Welt scheinen mir die Ashrams dann wichtig zu sein, wenn sie zu Zeichen werden

Abb. 10
Armenspeisung im Ashram zu Parpale

für eine lebendige Organisationsform eines wahrhaft gemeinsam gelebten christlichen Dienstes. Was in den Ashrams an Ackerdienst, diakonischer Hilfe, Anbetung Gottes, Reden und Gesprächen getan wird, durchbricht manche Formen der insgeheim gehüteten und verteidigten kirchlichen oder missionarischen altgewohnten Positionen. Sind die Ashrams auch innerhalb einer kirchlichen Organisation angesiedelt, so deuten diese Zellen in die *Zukunft einer interreligiösen Arbeitsgemeinschaft in Dienst und Anbetung*. Freilich ist die Voraussetzung für ein echtes Ashram, dass eine Harmonie zwischen meditativer Anbetung und praktisch sozialem Dienst am Leben erhalten wird.

bb) Ein Jainheiligtum

Wenige Kilometer vom Ashram in Parpale entfernt war ein Jainheiligtum zu besichtigen. Etwa 180 Stufen hatten wir hinaufzusteigen, um die Riesenstatue des Bahubali Gometeshwara zu bewundern. Er ist das Symbol einer uralten indischen Religion,

deren Ursprung sich bis ins 8. Jahrhundert v. Chr. hinein zurückverfolgen lässt. Der *Jainismus* ermutigt zum mönchischen Dasein. Durch Weltflucht hofft der Mönch, den Banden der Sinnlichkeit zu entkommen und, ohne eine besondere Verantwortung für die Mitmenschen wahrzunehmen, ins Nirvana zu gelangen: «Eine gänzlich gereinigte Seele steigt zum Gipfel der Welt empor und verharrt dort auf ewig in schrankenlosem seligen Erkennen ohne Wirken, also für menschliche Wünsche unerreichbar.»[305] Zur Disziplin des Jainisten gehört es, dass er weder Menschen noch Tiere (bis hin zu den Insekten!) tötet, sein Reden kontrolliert, im Essen sich der Mässigkeit befleissigt, einfache Kleider trägt, Not und Leid mit Geduld über sich ergehen lässt, die Höhergestellten verehrt, sich hartem Studium heiliger Schriften hingibt und bereit ist zum Fasten bis zum Tode. Die heutigen Jainisten fürchten, vom Hinduismus «verschluckt» zu werden. Sie beteiligen sich an religiösen Treffen und Konferenzen, «um teil zu bekommen an den Gedanken und Einsichten von Anhängern von verschiedenen Religionen»[306].

Der Aufenthalt im christlichen Ashram in Parpale und der Eindruck vom Jainheiligtum am gleichen Tag liess mich Einsicht gewinnen in den Unterschied zwischen der sozial engagierten Dienst- und Anbetungshaltung einer kleinen christlichen Gemeinschaft und der ichbezogenen Erlösungsreligion des Jainismus mit ihrem Kultus des Übermenschen und ihrer nicht vernünftig ausführbaren vorbildlichen Moral!

cc) Weihnachtserfahrungen in Udipi

Nicht sehr weit von Parpale entfernt liegt Udipi mit seinem einstigen Missionsspital, das jetzt zum Spital der Church of South India geworden ist. Die christliche Gemeinde der im südwestlichen Kanaragebiet Indiens gelegenen Ortschaft Udipi wurde 1854 gegründet. Das damals gebaute Missionshaus und die mit ihr gebaute Kirche gingen 1855 und 1856 in Flammen auf. Der heftige Widerstand gegen die Invasion des Christentums ging vom hinduistischen Zentrum mit seinen verschiedenen Klostersiedlungen aus. Auf die Erweckungswelle von 1869 folgte bald der Abfall vieler Neugewonnener. Trotzdem wurde die Gemeinde 1870 wieder kräftig. «Keine Basler Gemeinde in Indien hatte bei ihrer Entstehung so schwer von nichtchristlicher Seite gelitten.»[307] Ist man im Blick auf diesen Widerstand gegen das Christentum heute berechtigt, mit Schlatter von «Heidenspektakel» und einer «Veste Satans» zu sprechen[308]?

Die offizielle Spitalweihnachtsfeier 1973 in Udipi. Die leitenden Ärzte und Schwestern des Spitals feierten am 22. Dezember 1973 Weihnachten. Der Evangelist Augustin Salins hielt die Weihnachtsansprache. In der kanaresischen Landessprache erörterte er die drei Stichworte Krippe, Kreuz, Krone und verkündete dabei den Dienstweg Jesu und seiner Diener und Dienerinnen. Zwölf weissgekleidete Schwestern hielten Kerzen in der Hand, die sich in der Hitze der Tropen und des festlich beleuchteten Kasuarinenbaums bogen. Die andächtige Stille bei der Verlesung der den Schwestern

zugewiesenen Bibelverse wurde hie und da durch den Lärm von den am Weihnachtsbaum platzenden Ballons unterbrochen. Wenn die ältere indische Hilfsschwester mit dem Glöcklein bimmelte, sang die Festgemeinde geistliche Lieder.

Weihnachtsbescherung für die Armen inmitten der mehrdimensionalen Armutei der Welt. Die Missionarinnen im Spital beschenkten einander nicht. Vielmehr legten sie das Geld, das sie füreinander hätten ausgeben können, zusammen, um für viele Familien in der Umgebung des Spitals konkrete Weihnachtsgaben einzukaufen, die sie in das dem Spital angeschlossene Health Centre für Frauen und Kinder brachten. Auf diese Weise konnte jede Familie ein Stück Seife, eine Kokosnuss, ein langes Wäscheseil, Zuckerrohr, ein Kilo Reis und ein Kilo Hülsenfrüchte nach Hause tragen. Ein pensionierter indischer Pfarrer leitete die Gabenverteilung mit einer Ansprache ein, in der er nicht etwa Jesus oder einen Apostel, sondern Alexander den Grossen als Beispiel des gebefreudigen Edelmutes hinstellte. Der indische Christ sieht den Geist Jesu Christi schon in der politischen Welt vor der Geburt des Weltheilandes wirksam werden!

Nach dieser Weihnachtsbescherung traten wir in das Gehöft von Webersleuten ein, um uns eine indische Heimindustrie anzusehen. Da die Weber sich im sozialen Wandel Indiens ausgenützt vorkamen und über allerhand Mängel von seiten der katholischen und evangelischen Kirchen zu klagen hatten, waren sie Kommunisten geworden.

Auf dem Heimweg vom Spital hörten wir die schaurige Geschichte von einer Mutter, die unlängst ein Kind mit zwei Köpfen zur Welt gebracht hatte. Die Wirbelsäule hatte sich gespalten: es kam ein Mensch mit zwei Armen und zwei Beinen, aber auch mit zwei Köpfen zur Welt. Bekam der eine Kopf zu essen, schrie der andere. Wenn das eine «Wesen» lächelte, weinte das andere. Ein schauriges Symbol für die gespaltene Persönlichkeit oder für die in Schizophrenien sich dem Untergang preisgebende Menschheit! Ein Herzschaden hat dann zum Tod dieses «Monstrums» geführt. Wir bekamen die Mehrdimensionalität der Armutei bei Hoch und Niedrig und damit ein Bild von der geistigen Zerrissenheit der gegenwärtigen Welt vor Augen geführt.

Das Christkind des Kreuzes. In der Abteilung lag ein zwei Monate altes gesundes Kind. Es sollte Jesus in der Krippe darstellen. Am 23. Oktober hatte seine Mutter es geboren. Sie, die die uneheliche Geburt nicht überleben konnte, hatte sich in einen Brunnen gestürzt. Der christliche Pfarrer war nicht zugegen, als man die Mutter beerdigte. Es gehört zur «christlichen» Sitte in und um Udipi, dass Selbstmörder unkirchlich verscharrt werden; ausserhalb der Reihe kommen sie zu liegen als geächtete Wesen. Was uns hier an Weihnachten vor Augen kam, war die Botschaft, dass Jesus als Gottesknecht auf Leiden hin zur Welt kam, um «von den Leiden her den Gehorsam» bis zum Kreuz zu lernen (Hebr. 5,8).

Abendmahlsähnliche Begehung. In der TB-Abteilung des Spitals lagen Christen, Muslime und Hindus nebeneinander in ihren Betten. Wir gingen mit den Schwestern von einem Bett zum anderen. Wir waren dabei, wie sie den Patienten kleine Gaben austeilten. Die Augenärztin Dr. Pflugfelder verband die Übergabe jedes Geschenks mit einem von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Zuspruch, was von

christlichen, muslimischen oder hinduistischen Händen und Ohren empfangen wurde. Ich verglich diese Spendung von «Brot und Wort» mit der ausgearbeiteten und gedruckten Weihnachtsliturgie, die wir wenige Tage zuvor in Bangalore teilweise angehört und teilweise mitgesprochen hatten. Während die im College laut gewordenen Sätze gescheit, passend und richtig zusammengestellt worden waren, um ein organisiertes kirchliches Weihnachtsprogramm durchzuführen, kam in der Weihnachtsspitalsphäre von Udipi beim «Begehen» dieses Weges von Bett zu Bett etwas vom universalen Weihnachtsangebot an unser Gemüt heran: «Welt ging verloren. Christ ward geboren», freu dich doch, du nach Erlösung schreiende Menschheit! In allem religiösen Hader wurde das Geheimnis der Weltweihnacht verspürt. Die indische Superintendentin des Spitals war mit den Schwestern und Missionarinnen durch die Räume mitgewandelt, bis jeder der Patienten sein Päckchen bekommen hatte – und der nicht aufzuhaltende Knallärm (ein Spezialvergnügen der nicht bettlägerigen Patienten!) anheben konnte!

Das Wunder der Weihnachtsfreiheit. Am Morgen des 25. Dezember liessen wir uns mit einem Boot ins arabische Meer hinausfahren. Wir sassen am Fuss eines Leuchtturms. Frau Dr. Pflugfelder las eine Weihnachtspredigt, die ein deutscher Pfarrer 1970 seinen Gemeindegliedern gehalten hatte. Dabei wurde das Evangelium laut, das «unter Völkern gepredigt» und «in der Welt geglaubt wird» (1. Tim. 3,16). Während ich zuhörte, schaute ich aufs Meer hinaus dem Westen zu. Was sah ich? Delphine tauchten auf und nieder, Tiere «mit entwickeltem Gehirn und gut entwickeltem Lernvermögen»[309]. Sie werden für die Menschen des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts zu einer Mahnung, ihren Verstand und ihren Lerneifer zu brauchen. Was sah ich weiter? Ein Seeadler schwang sich hoch in die Lüfte. Während der Adler z.B. in Deutschland als politisches Hoheitszeichen dienen kann und in Afrika als Symbol der Freiheit der unterdrückten Völker gesehen wird, wird er in Indien zum Attribut des Gottes Vishnu, das «Gefährt» für den «Alltragenden», «der in jedem Herzen weilt», der «das Weltall trägt und behütet»[310]. Ich sehe den lebendigen Gott vor Augen, der uns «auf Adlersflügeln sicher geführt», höre aber auch den verheissungsvollen Appell des Propheten an die Ermatteten, «aufzufahren mit Flügeln wie Adler», um dem entgegenkommenden Erlösergott entgegenzuwachsen, «zu laufen und nicht zu ermatten, zu wandeln und nicht müde zu werden» (Jes. 40,31). Sich tragen lassen durch den Adlergott, Lasten mit anderen zusammen tragen wollen und in Freiheit auffahren, um auszufliegen nach neuen Ufern: das alles will das Adlersymbol denen ins Bewusstsein rufen, die sich als «Christusträger» verstehen wollen.

Noch habe ich die verheissungsvollen Tiere des Meeres vor Augen, da tritt mir beim Hineinsteigen ins seichte Wasser des arabischen Ozeans ein neues Wunder entgegen: um meine Füsse bewegt sich ein Schwarm kleiner Fische, die sich wie durch eine geheimnisvolle Leitung bestimmt *gemeinsam und in Freiheit* vorwärtsbewegen. Es wird mir offenbar das Wunder der Freiheit in der Gemeinschaft, die unter geheimnisvoller Führung steht.

Als Gegenbild steht mir vor Augen, was ich 1972 im südkoreanischen Meer bei Pusan erlebt habe: Beim Hinausschwimmen hörten wir auf einmal pustende koreanische Soldaten neben uns im Viererkolonnendrill stramm ins Wasser hinausstechen. Die eingepeitschte Aktivität einer Militärmacht steht der wie von selbst sich ihrer Zusammengehörigkeit und Freiheit erfreuenden Gemeinschaft gegenüber!

dd) Begegnungen mit dem Hinduismus

Im Ambalapadytempel

Einer meiner CVJM-Schüler führte mich während des Weihnachtsurlaubs in den Ambalapadytempel in der Nähe von Udipi. Seit Jahrzehnten gehört dieser Tempel, in dem die Göttin Durga verehrt wird, einer einzigen Hindufamilie[311], die ihr angebliches erbliches Recht sich vom säkularen Staat garantieren liess. Drei Szenen sind mir eindrücklich haften geblieben:

aa. 20 Buben sitzen am Boden und empfangen auf einem Bananenblatt ihre Reisportion. Scheinbar eine karitative Aktion: arme Kinder werden im Tempel ernährt.

bb. In der Vorhalle zum Durgaheiligtum zählen ein paar Personen das Tempelgeld, das ausgeschüttet am Boden liegt und jetzt aufgeschichtet wird. Die Tempelbesitzerfamilie lässt sich von den ringsum wohnenden Reisbauern kräftig beliefern, um ihren eigenen Reichtum zu steigern. Jeden Freitag kommen diese Bauern mit ihren Ochsenkarren herangefahren, um ihre religiösen Tributzahlungen zu leisten. Die armen Buben bekommen davon einen kleinen Anteil in Form einer Reisportion.

cc. Jeden Freitag kommt auch ein Hirt und lässt sich in einen Trancezustand versetzen. Stundenlang gibt er den Bauern Ratschläge und Weisungen.

Im Blick auf diese Erfahrungen am Ambalapadytempel bei Udipi versteht man den hemmungslosen Protest des indischen Volksführers und Philosophen *Naicker,* der jeden Tempel und jede Religion um der damit verbundenen Geldgeschäfte willen radikal ablehnte[312].

Das Krishnabild

Man denke aber ja nicht, dass der Hinduismus nichts von Selbstkritik wüsste! In Udipi wird eine Legende erzählt von einem Krishnabild. Krishna ist der «vergötterte indische Sagenheld, in dem verschiedene Gestalten zusammengewachsen sind. Schliesslich wird er zur Gottheit selber erhöht: ‹Ich bin der Ursprung und das Ende der ganzen Welt, über mir gibt es nichts, an mich ist dies All angereiht, wie Perlen an einer Schnur, ich bin das Leben in allen Wesen› [313]». Die der Verehrung Krishnas entsprechende Frömmigkeit ist «die liebevolle Ergebung». Nun erzählt man sich, dass eine bestimmte Priesterkaste Krishna allein für sich beansprucht habe und ein wunderbares Standbild zu seinen Ehren habe herrichten lassen. Dieses Bild wurde in den Tempel architektonisch so eingegliedert, dass Krishna nach innen zu schauen hätte. So war er gewissermassen zum Gefangenen seiner eigenen religiösen Verehrer geworden. Aber dann sei ein Wunder passiert: das Bild habe sich um 180 Grad gedreht. Mit dieser Kehrtwendung

habe Krishna demonstrieren wollen, dass er nicht nur für *eine* religiöse Kaste Gott sei. Damit wird ein göttlicher Protest erhoben gegen die stolze Kaste, die Kastenlose von der Tempelverehrung ausschliessen möchte. Aus dieser Legende kann sich der christliche Gruppengeist, der Christus nur für sich beansprucht, beschämen lassen!

Die Begegnung mit einem Swamiji

Am 31. Dezember 1973 kam es zur Begegnung mit einem Swamiji, d.h. mit einem gelehrten Frommen des sog. Madhva-Hinduismus. Diese Gruppe im Hinduismus stützt sich auf ihren Lehrer Madhva, der von 1197 bis 1276 gelebt hat. Er hat Gott, die individuellen Seelen und das Unbeseelte unterschieden. Im Tempelgeviert sind verschiedene Gebäude, die Hindus zum Besuch und zum Umgang mit Hindupriestern einladen. Alle zwei Jahre wird ein neuer Hauptswamiji gewählt. Wenige Wochen vor dem Rücktritt von seinem Amt begegnete ich «Seiner Heiligkeit Sri Vibudhesha Theertha Swamiji», der dann als ein vom Amt Befreiter viele Jahre als ein heiliger Vagabundus auf Reisen zu gehen hat. Der Mann, mit dem ich zusammentraf, hatte sich um die Förderung hinduistischer Collegeausbildung verdient gemacht. Er propagierte und förderte aber auch den Bau und die Weihe eines wunderbaren silbrigen Tempelwagens, der zu Ehren Krishnas an hohen Festtagen in Udipi herumgeführt werden soll. Ich hatte im Spital in Udipi eine Schweizerin angetroffen, die Urlaub genommen hatte, um möglichst oft und intensiv mit führenden Hindus ins Gespräch zu kommen. Wir führten mit dem Swamiji ein Gespräch. Er war in einer Basler Missionsschule erzogen worden, hatte aber in dieser Schule zwei schlechte Erfahrungen gemacht. Zum ersten liessen es die vielen Lehrerwechsel, die die Kinder zu erdulden hatten, nicht zu einem guten Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern kommen. Zum zweiten hatte er viele Schläge erhalten. So sagte er sich später vom Christentum los. Er wollte von mir wissen, was meine Theologie sei. Ich bekannte mich zu Jesus Christus als meinem universalen Herrn und Meister. Die anthroposophisch ausgerichtete Berner Lehrerin kam dann auf die Frage der Wiedergeburt zu sprechen. Sie entpuppte sich dabei als eine Frau, die an die Seelenwanderung glaubt und gleichzeitig eine ernste Christin zu sein vorgibt, die das Abendmahl in der schweizerischen Heimat nie versäume. Der Swamiji legte uns beiden den Unterschied zwischen der hinduistischen und der christlichen Auffassung von Wiedergeburt dar: den mehrmaligen Wiedergeburten im Hinduismus gegenüber habe es der Christ mit einer einmaligen und darin stets sich erneuernden Wiedergeburt zu tun. Im weiteren Verlauf des Gesprächs betonte der Swamiji die Eigenständigkeit des menschlichen Ich. Dieses letzte Zeugnis eines indischen Hindu war für mich, den christlichen schweizerischen Individualisten, sehr aufschlussreich, wird mir doch immer mehr bewusst, dass gerade die Wirklichkeit der christlichen Gemeinschaft das menschliche Ich nicht durchstreicht, sondern in der Nachfolge Christi neu aufwertet.

Zugegen war bei diesem Gespräch als schweigender Beobachter Mr. K. Gopalakrishna. Anderntags kam er ins Kirchenspital, um sich in längerer Rede über seine

Person und seine Absichten mir gegenüber zu verbreiten. Als ein nahe vor der Pensionierung stehender Rektor einer Oberschule beabsichtigte er, im «otium cum dignitate» eine religiöse Weltbruderschaft zu gründen, um darin Christus, Buddha und Krishna je einen gebührenden Platz anzuweisen. Ein Vertreter des Synkretismus war mir gegenübergetreten, der in keiner Weise seinem Gegenüber zuzuhören willens zu sein schien.

c) Die missionarische Wirklichkeit in Indien angesichts der Entwicklungsproblematik

aa) Die Entwicklungsproblematik

Brigitte Erler hat in ihrer Schrift «Tödliche Hilfe» den katastrophalen Satz geschrieben: «Entwicklungshilfe schadet allen, denen sie angeblich nützen soll, ganzen Ländern wie einzelnen Betroffenen. Sie muss deshalb sofort beendet werden.»[314] Wenn das stimmt, so müssen wir hinsichtlich unserer christlichen Entwicklungshilfe noch einmal über die Bücher gehen. Wie sich das Bild von Indien Franz Schüle darbot, der ein Jahr lang in Indien seine Augen geöffnet hatte, schilderte der jetzige Mitarbeiter beim Heks 1974 in der «National-Zeitung»[315] wie folgt: «Die grosse Masse der Inder, elend und ohne Hoffnung. Daneben ein modernes Indien, ein bürokratisch-militärisch-industriell-feudalistisch-universitärer Komplex; ein Staat im Staat, der sich selber genügt und der die Massen Indiens bestenfalls als Lieferanten und Kunden zur Kenntnis nimmt.»

Der Sohn eines Dozenten, der zusammen mit mir am United Theological College in Bangalore gelehrt hatte, *C.T. Kurien,* hat als indischer Nationalökonom die Ziele der Entwicklung in Indien mit ihren Problemen dargestellt[316]. Kurien unterscheidet scharf die Aspekte der Entwicklung, die man sich im Studierzimmer ausdenkt, von den wirklich ausgeführten Entwicklungsprojekten. Ihm ist wichtig, dass Ausdenken und Ausführen miteinander in Einklag gebracht werden müssen. Entwicklung brauchen nicht nur arme Länder, die in mancher Hinsicht «unterentwickelt» sind, sondern auch reiche Länder, die z.B. in der spontanen Lebensqualität im Geben und Nehmen zu den «Unterentwickelten» gehören. In der Entwicklung geht es nach Kurien um die Befreiung der Menschen zu ihrem wahren Selbst. Er sieht sich immer wieder konfrontiert mit den wirtschaftlichen Jahresplänen der indischen Regierung, und er muss feststellen, dass die indische Wirklichkeit nach wie vor anders aussieht als sie in den projektierten Jahresplänen der Regierung beschrieben wird. In der ökonomischen Entwicklung gehen Ungleichheit und Ungerechtigkeit Hand in Hand. In Bangalore stehen Luxusbauten hart neben schmutzigen, für arme Bettler bestimmten Hütten, ohne dass sich die Inder in ihrem Schicksalsglauben gross darüber aufregen. Kurien opponiert dem festgehaltenen Grundsatz, dass «das Hauptziel Wachstum sei und nicht soziale Gerechtigkeit», im irrigen Glauben, dass mit dem wachsenden Wohlstand die soziale

Gerechtigkeit sich von selbst einstelle. Er sieht zwar, dass materielle Prosperität und auf Bruderschaft bedachte Gleichheit zusammengehören. Aber der in der französischen Revolution propagierte Begriff der «égalité» kann Kurien nicht im Sinn von bloss innerer Würdegleichheit oder im Sinn von «gleichviel Lohn oder Besitz für alle» verstehen, sondern im Sinn von *Teilhaberschaft an der gleichen sozial ausgerichteten Menschenwürde.* Das herrschende gegenwärtige ökonomische System erstickt aber die Menschenwürde von Millionen. Der wachsende Wohlstand der Reichen führt nicht dazu, dass die Armut der Massen überwunden wird. Kurien plädiert für die durchführbaren Massnahmen in kleinen Schritten[317], für Transaktionen im Landbesitz auf nationaler Ebene im Blick auf die Bildung von kooperativen Farmen.

Überlegt man sich diese nationalökonomischen Einsichten eines Inders, so sieht der westliche nachdenkliche Missionar, dass es in Sachen einer echten «Entwicklungshilfe» zu einer ganz neu verstandenen «Erweckung» kommen müsste. Die aus dem sittlichen Dunkel des alten oder modernen «Heidentums» oder aus dem schläfrigen Christentum wirklich Erweckten werden wach für ihre soziale Verantwortung gegenüber den unterentwickelten und unterdrückten Menschen in einer «Reformation der Gesellschaft», die nicht einfach automatisch aus dem emotional erlebten Christenglauben sich ergibt. In dieser Richtung ist der *zehnte Punkt der Grundsatzerklärung der Basler Mission für die achtziger Jahre* zu verstehen[318]. Das Leitbild des von der Schweiz ausgesandten Entwicklungshelfers, Missionars oder Experten hat im Lauf der letzten 20 Jahre dem Konzept der Partnerschaft Platz gemacht, das zum Aufbau von Solidaritätsnetzen führte. Heute fragt man sich aber, ob man sich nicht um Strukturänderungen in der Entwicklungshilfe bemühen muss im Zusammenhang mit dem nachhaltigen und wohlüberlegten Schuldenerlass für die 60 ärmsten Länder der Welt im Blick auf das Jubeljahr der Eidgenossenschaft 1991. Wenn strenge ethische Kriterien ausschlaggebend werden sollen, so müssen vor allem im Zuschreiten auf eine neue Weltwirtschaftsordnung «die Bedürfnisse der Bevölkerung Priorität erhalten». Dabei sollen «die öffentlichen und privaten Geldgeber von den Schuldenerleichterungen nicht ungebührlich profitieren». Wenn der «Währungsfonds das Sklaventreiber-Image los werden will», so geht dieser Wille schlecht zusammen mit den problematischen ökonomischen Wachstumsprognosen, die den Blick auf den reichen Westen richten und zu wenig in Betracht ziehen, dass das Elend der armen Menschen immer näher auf uns zukommt (vgl. Hans Ott: Gibt es Hilfswerk-Aufgaben der 3. Generation? Brot für Brüder-Information, Ende September 1989; Rich. Gerster, Arbeitsgemeinschaft Schweizer Hilfswerke, BaZ vom 28.9.1989, S. 3).

Wie sehr die aus der Basler Mission hervorgegangenen indischen Gemeinden noch von dieser notwendigen Einsicht entfernt sind, wurde mir 1968 bei einem Gespräch mit einem indischen Dorfpfarrer im Kurggebiet (Merkara) bewusst. Nach seiner Meinung geht es bloss darum, dass die Gemeindeglieder brav sind und tüchtig arbeiten, dann könnten sie es zu etwas bringen. Sie sollten sich nur den früheren Plantagenbesitzer

zum Vorbild nehmen, der mit seinen Leuten klug und geschickt umzugehen wusste. Es braucht in der Meinung dieses Dorfpfarrers nur die richtige geistige Einstellung und ethische Haltung oben und unten im Volk, so werde sich alles von selbst ergeben. Die Fragen nach dem Menschenrecht, der Menschenwürde und dem gerechten Lohn scheinen ihn keineswegs zu plagen.

bb) Eindrücke von den «blauen Bergen»

Die missionarische Wirklichkeit von ihrer Geschichte her ist mir 1967/68 in ihrer ganzen Problematik in Indien entgegengetreten, besonders während eines Ferienaufenthaltes auf den sogenannten «Blauen Bergen». Während der heissen Zeit des Jahres pflegten sich damals die Missionsleute jeden Alters aus den verschiedenen Kirchen in Kotagiri zu sammeln. Zur körperlichen und geistigen Erholung ist man auf die Berge gezogen. Vor vielen Jahrzehnten hat der Berner Pfarrer Walter Lüthi in einer Basler Predigt darauf hingewiesen, wie auf den Hügeln die Frommen unter sich sind, ohne sich mit der Welt beschmutzen zu wollen. Aber so wenig der heilige Antonius in der Einsiedelei den Versuchungen des Fleisches entkommen konnte, ebensowenig sind die missionarischen Frommen auf den Nilgiris vom hässlichen Konkurrenzkampf verschont geblieben. Darüber hat der dänische Kirchenhistoriker Kaj Baago in einem Aufsatz über «Das Schäfleinwegstehlen im 19. Jahrhundert» geschrieben. Man gewinnt hier eine betrübliche Einsicht in den «Kampf um die Sherveroy Hills», bei dem die Lutheraner und die englischen Kongregationalisten einander um die besten Ferienplätze in die Haare geraten sind. Groteskerweise gab es für die christlichen Versammlungen eine Union Hall, in der Andachtsübungen und Gottesdienste stattzufinden pflegten. Zu meiner Zeit herrschten auf den Hügeln oben starke Bedenken gegen die ökumenische Bewegung. Von einer freundlichen Annäherung an die Katholiken wollte man nichts wissen. Im Sommersitz der Basler Mission, «View Hill» genannt, ist mir das Schriftstück des Veteranen unter den Basler Missionaren, Dr. Paul Burckhardt, in die Hände geraten, in der er die protestantischen Grundsätze gegenüber den katholischen Irrtümern verteidigte[319]. Man gab in der Anfangszeit der Basler Mission dem Sitz mit Recht den Namen «View Hill», sah man doch weit in die Landschaft hinaus. Heute ist man versteckt hinter hohen Eukalyptusbäumen.

Wir tagten 1968 mit der Basler Missionsfamilie in «Queens Hill». An den Wänden hingen fromme Sprüche. Aus Australien war eine ältliche Lady eingetroffen, um uns Gäste zu betreuen. Sie hielt sehr auf christliche Tischsitten und mahnte eine zu spät kommende Missionarsfrau, persönlich das Tischgebet nachholen zu wollen, da die offizielle Gebetshandlung schon vollzogen worden sei. Mit dem Namen «Queens Hill» wird die Vision des englischen Kolonialreichs wach mit der Königin Victoria. Das passte zum noch weitergehenden «englischen Wesen», das sich in der Tracht der Verkehrspolizisten, dem Linksverkehr, dem Rechtswesen und dem Geschäftsgebaren in den Läden bemerkbar machte.

Schliesslich ist der «Spring Hill» zu nennen. «Spring» heisst «Quelle», «Frühling». Die Missionsleute hofften, in ihrer Sommerpause frische Impulse zu empfangen, um gestärkt an ihre Arbeit im heisseren Tiefland zurückzukehren.

Wie doch die fromme christliche Welt und die nicht-christliche einheimische Frömmigkeit auf den Hügeln oben nebeneinander ihr Sonderleben führten! Was war das für ein Pilgerzug, der sich an einem schönen Sommerabend von allen Höhen und Hügeln mitten ins Dorf Kotagiri hinunterbewegte! Ganz unten stand ein Tempel, der einen starken Magneten darstellte für viele Junge und Alte, die mit ihren Früchten und Blumenkörben herzueilten, um ihren Gott zu ehren.

Eine Zusammenkunft von Missionsgeschwistern ist notwendig. Informationen, die das ganze Missionswerk betreffen, ungelöste Probleme, die auf den Tisch des Hauses gelegt werden müssen, Besinnung unter dem ausgelegten Wort Gottes, Möglichkeiten zum Gespräch unter vier Augen, Distanzgewinnen von der eigenen Aufgabe im Zusammensein mit anderen Mitarbeitern, aber auch Luftschöpfen auf 2000 Meter Höhe: das alles ist berechtigt und notwendig. Aber es stellte sich jeweils die Frage, ob der Kreis der hier Versammelten sich bloss als eine in sich geschlossene Basler Missionsfamilie verstehen wollte, oder ob sie sich in die grössere Christenschar einbezog und sich neu auf das Reich Gottes auszurichten lernte, in dem die Vertreter der verschiedenen Religionen mit ihrem Suchen nach Gott auch einen Platz einnehmen wollen.

cc) Verschiedenartige Kritik an Kirche und Mission

Angesichts der kritischen Fragen betreffend der missionarischen Vergangenheit und Gegenwart in Indien konnten weisse Missionare oder Dozenten verschiedene Konsequenzen ziehen. Am radikalsten verfuhr *Dr. Kaj Baago:* Er erklärte den Kirchenaustritt und begründete diesen Schritt mit dem Bekenntnis, dass Lehre, Liturgie und Sakramente in ihren gegenwärtigen Formen für ihn keinen Sinn mehr hätten. Für die künstliche Wiederbelebung alter Glaubenssätze hatte er nichts übrig. Ihm war vor Augen getreten, wie die bezahlten Kirchendiener sehr wenig gemein hätten mit dem Geist Jesu. Man konnte und kann sich auch heute noch fragen, ob Baago mit seiner radikalen Haltung mehr ein Ketzer oder mehr ein Prophet war für das, was kommen soll![319a] Ihm gegenüber ist aber eine nicht weniger kritische Gestalt zu nennen: *Rev. R.R. Keithahn.* Seit 1935 hatte er als britischer Missionar in Indien gandhimässiger als Gandhi gelebt. Er wurde von den britischen Kolonialbehörden dreimal aus Indien vertrieben, weil er ihnen als eine unbequeme Figur erschienen war. Er hatte zwar die Mission als Institution verlassen, war alt geworden, aber frisch und energisch geblieben und sah sich selber bei aller ertragenen Unbill als den am meisten gesegneten Menschen. Er hat den Glauben, dass Christus auch in der Organisation der Kirche bei all ihren Mängeln und Schwächen gegenwärtig ist, nicht aufgegeben. Jedoch übte er scharfe Kritik an den medizinischen Institutionen, deren Vertreter so weit entfernt vom «heilenden Meister Jesus» leben würden. Trotz seinen schlimmen Erfahrungen in

Kirche und Mission war er ein Mann der Hoffnung geblieben. Er schüttelte den Kopf über die vielen Missionare, die ihr eigenes Leben zum Problem machen, aber nicht mehr die Kraft haben, in die dem Volk Gottes allzeit gegebene Hoffnung hineinzublicken und hineinzugehen. Keithahn wagte gemeinsame Gebete mit Moslems und Hindus. Dabei litt er vor allem an der Tatsache, dass die Glieder der offiziellen Kirchen keinen realen Kontakt mit den wirklichen Nöten der Menschen zu finden wissen.

d) Der missionarische Auftrag im Licht der Potterkonferenz in Whitefield, Januar 1968

Ich hatte das Glück, anfangs 1968 wenige Meilen von Bangalore entfernt in Whitefield an einer mehrtägigen Konferenz teilzunehmen. Vertreter aus verschiedenen christlichen Kreisen Indiens trafen sich, um unter der inspirierenden Führung des damaligen Sekretärs der Abteilung *«Mission und Evangelisation»* des Weltkirchenrates in Genf, *Dr. Philipp Potter* (des nachmaligen Präsidenten des Ökumenischen Rates), der brennenden Frage nachzugehen, was *Mission heute* bedeute. Mich musste als Mitglied der Basler Missionsleitung dieses Thema ganz besonders interessieren. Ich kam zusammen mit Katholiken und Nichtkatholiken, mit Indern und Nichtindern. Ich erlebte dabei lebendige Kirche inmitten einer Bruderschaft von ganz verschiedenartigen Christen.

Diese Konferenz wurde in einer *kritischen Zeit* abgehalten, in der die christlichen Missionswerke in Indien verschiedenen Angriffen ausgesetzt waren. Die Aufenthaltsbewilligungen für ausländische Missionare wurden gestoppt. Im Staat Orissa wurde ein Gesetzesentwurf lanciert, in dem es u.a. hiess: «Niemand darf direkt oder indirekt einen Menschen von einem religiösen Glauben zu einem anderen zu bekehren suchen durch Gewalt, Beeinflussung oder mit Hilfe betrügerischer Mittel, noch soll irgendjemand irgendeine solche Bekehrung begünstigen.» Diese Orissa-Bill widersprach der Wirklichkeit des säkularen Staates Indien, in dem jedermann das Recht hat, seine religiöse Meinung und Haltung in aller Freiheit darzulegen, wozu auch die «Propaganda» des eigenen Glaubens gehört.

Andrerseits gibt es viele Gründe, die die Feindschaft gegen die christlichen Missionen begreiflich erscheinen lassen. Wie oft ist sich ein bekehrter Hindu in der christlichen Kirche heimatlos vorgekommen. Und wie oft hat der missionarische Imperialismus sich in einem mangelnden Verständnis für das wirkliche Denken und Fühlen der Inder gezeigt!

Wir trafen uns zu der Potterkonferenz in einer Zeit, in der die *konfessionellen Weltorganisationen* (Lutheraner, Reformierte, Katholiken, Orthodoxe, Methodisten) ihr kirchliches Selbstbewusstsein wieder gefunden hatten. Wir trafen uns aber auch in einem Land, in dem das grosse Elend der Menschen in ihrer sozialen Not gen Himmel schrie. Es konnte sich also nicht darum handeln, dass die hier vertretenen christlichen

Gruppen sich selber in ihrer Kirchlichkeit zu behaupten suchen, um der aufbrechenden ökumenischen Weite einen Riegel zu schieben. Philipp Potter hielt drei Hauptreferate. In drei Thesen wurde klar herausgestellt, was *Mission nicht sein kann: «Mission ist nicht Ausdehnung der Kirche»* (zur Steigerung ihrer Macht und ihres Einflusses), *«Mission ist nicht Proselytenmacherei»,* bei der die eine Konfession der anderen ihre Schafe wegstiehlt oder nichtchristliche Menschen durch offenkundigen oder heimlichen Zwang zu Christen «gemacht» werden, *«Mission heisst nicht Antisäkularisation»,* bei der die persönliche Frömmigkeit in pietistischer oder liberaler Weise so überbetont wird, dass fromme Menschen sich zufrieden in ihren eigenen Winkeln bloss selber zu erbauen suchen. Hervorragend war das Referat des indischen Juristen *E. V. Mathew,* der sich zur «Voreingenommenheit Gottes für die moralisch Ausgeschlossenen» bekannte und die indische Abhängigkeit von der anglo-amerikanischen Rechtsordnung beklagte, in der das Recht der individuellen Freiheit überbetont wird, so dass die Verbrechen der Grossen durch das sogenannte «Recht» geschützt werden. Er bezog sich hier auf die Kongresspartei, die die Interessen der Mächtigen vertrat. «Der Christ hat ein Wachthund gegen Machtexzesse zu sein. Die Strukturen der Kirchen haben sich in dieser Richtung zu wandeln ... Rechtliche Indifferenz beschmutzt. Mitten in den politischen Parteien haben die Christen aus einer wissenden Sachlichkeit heraus zu sagen, um was es beim konkreten Recht geht. Sie sind dazu berufen, ihre eigene Urteilskraft dem Gott der konkreten Geschichte zur Verfügung zu stellen und nicht neutral zu registrieren, was läuft»[320]. Der bereits erwähnte Walliser Jesuit *H. Volken* sprach über die christliche Präsenz im Verhältnis zur nationalen Entwicklung. Die christliche Liebe hat mit der Steigerung der Lebensmittelproduktion zu tun! Das Brunnengraben ist ein unmittelbarer Ausfluss aus dem Geist des Evangeliums. Nach Volken sind die Menschen im Westen geistig unterernährt, in Indien aber sind die Massgebenden beim Riesenangebot von Religiosität so überfüttert, dass sie ohne Verdauungsstörungen nicht leben können! Das wahrhaft Geistliche hat mit dem innersten Verständnis des Herzens *und* mit der äusseren Darbietung der Speise etwas zu tun!

Der missionarischen Wirklichkeit in ihrer Problematik stelle ich im Blick auf die Potterkonferenz einige *Zeichen* des missionarischen *Auftrags* gegenüber.

a. Wenn Kurien die «Bildung von kooperativen Farmen» vorgeschlagen hat (s.o. S. 138), so entspringt daraus die Einsicht, dass die menschliche *Arbeit das eigentliche Kapital* darstellt, mit dem gemeinsam zu rechnen wäre. Das 1856 gegründete Waisenhaus in Mulki wurde 1967 noch von Pfr. Fernandez geleitet. Mit dem Waisenhaus ist ein landwirtschaftliches Arbeitsfeld ganz in der Nähe verbunden. Ingwer, Reis und Ananas wachsen dort. Eine Pumpmaschine leitet jeden Tag vom nahen Fluss Wasser in Rinnsale, damit das Reisland gewässert wird. Die Basis der ganzen landwirtschaftlichen Arbeit sind die Waisenkinder *und* die Burschen, die angestellt werden. Der gesamten Arbeit stand der Pfarrer als Betreuer vor. Hier wurde nicht Ausschau gehalten nach Grossprojekten, die den Sonderwünschen und -ideen eines zielstrebigen Pfarrers entspringen. Vielmehr wurde in einfachsten Verhältnissen eine kleine Arbeits-

gemeinschaft zwischen Jugendlichen unter der Leitung eines verständigen Pfarrehepaars eingeübt. Das ist der stärkste Gegensatz zum sogenannten Neokolonialismus, bei dem sich der Herrenmensch in seiner unmenschlichen Arbeitsgier als Ausbeuter andere und sich selber entwürdigt und Herren und Sklaven selbstmörderisch einander gegenüberstehen.

b. In der Nähe von Kalikut beeindruckte uns eine *Aussätzigensiedlung*. Unter den 270 Patienten war ein Silberschmied, der mit seinen verkrüppelten Händen feine Silbernadeln herstellte. Es wurde an diesem Ort Chevayour Aussätzigenarbeit geleistet. Zwei indische Krankenschwestern, ein englischer und ein indischer Arzt sowie eine Krankenschwester aus Bayern mit national und kirchlich sehr verschiedenem Hintergrund arbeiteten zusammen zum Wohl der Aussätzigen. Kranke, die nicht bettlägerig waren, dienten Schwerkranken: *Arbeitsgemeinschaft unter leidendem Volk!* Die Spinnerei und die Weberei wurden von Kranken besorgt.

c. Wie sehr gemeinschaftliche Arbeit erforderlich ist, zeigt sich auch auf dem Gebiet der Seelsorge. Das haben besonders die Jesuiten gemerkt. Sie schreiben ihren Ordensleuten vor, dass bei ihren Reisen die verantwortlichen Seelsorger mindestens dreimal am selben Ort zu übernachten hätten, um vier Tage Zeit für einen wirklich fruchtbaren Besuch auszusparen. Im wechselseitigen Geben und Nehmen sollen Schäden aufgedeckt und geheilt werden. Was sich von einer bedrängten Seele losreden will, will aus der Stille einer vertrauensvollen Atmosphäre herauswachsen. Der begnadete Seelsorger weiss dabei zurückzutreten, um der Krankheits- und Gesundungsentwicklung im gefährdeten oder zerbrochenen Gemeinschaftsleben freie Bahn zu geben. Dabei darf die indirekte Seelsorge nicht verachtet werden, die durch geselliges Zusammensein entsteht, bei dem Menschen wieder froh werden, weil Herzen sich ihnen aufschliessen.

d. Ein Deutschlehrer in Kalikut sah sich selber als Missionar. Er stand in Kontakt mit Hindus und Moslems. Er sorgte für die Durchführung einer Schülermorgenandacht von zehn Minuten in der Mitte eines Vormittags, bei der sich 60 bis 100 Schüler einfanden. Er organisierte einmal monatlich einen Studentengemeindegottesdienst, zu dem auch die Eltern eingeladen wurden. Der Deutschlehrer war verbunden mit dem Studentenzentrum an der technischen Hochschule, an der auch junge Menschen aus der syrisch-orthodoxen Kirche studierten. Der «Auftrag» missionarischer Art kam zum Tragen bei der doppelten Öffnung gegenüber Moslems und Hindus, aber auch gegenüber syrisch-orthodoxen Christen: Herzensmobilität war da gefordert!

e. Beim Abschluss des zweiten Indienaufenthaltes konnte ich an einem Intensivseminar von indischen Studenten teilnehmen. Sie hatten zu berichten von ihrer praktischen Tätigkeit, in die man sie vom College aus geschickt hatte. Was in diesen Berichten zu Tage trat, war nicht nur Schockierendes, sondern deutete hin auf *Zeichen eines neuen Lebens im Sozialbereich des Evangeliums*. Hier ein paar Beispiele:

aa. Ein nach Ceylon geschickter Student war schockiert über die lahme Kirche. Er lernte aus dieser Erfahrung, wie er als Pfarrer die Nöte und Bedürfnisse der Menschen

in seiner Gesellschaft viel mehr ins Auge fassen müsse, um kleine Schritte der Hoffnung mit ihnen zusammen zu tun.

bb. Eine Studentin erschrak über die Abwehrhaltung einer christlichen Gemeinde den Prostituierten und Strafgefangenen gegenüber. Sie sah es als missionarischen Auftrag an, gerade zu den Randgruppen der menschlichen Gesellschaft hinzugehen.

cc. Der Sohn eines indischen Pfarrers begegnete in seinem praktischen Dienst pensionsreifen Pfarrern, die von ihrem Amt nicht zurücktreten wollten. Er sehnte sich aber gleichzeitig nach einem «Senior friend», den er in den Anfangsstadien seines Pfarrdienstes als einen sich nicht aufdrängenden Berater dringend nötig hätte!

dd. Ein in die Industriemission nach Madras geschickter Student hatte aus den unhaltbaren Zuständen unter den dortigen Menschen nicht nur eine katastrophale Situation vor Augen bekommen, sondern er lernte an den «Schmerz Gottes» glauben, um Kraft zu schöpfen für einen schweren, aber nicht verheissungslosen Dienst[320a].

ee. Ein anderer Student bekannte, im Teamwork in Madras viel gelernt zu haben, um in der hoffnungslosen Lage unter resignierten, unmoralisch verkommenden Menschen standhaft zu bleiben und weiter zu hoffen, wo nichts zu hoffen ist, im Blick auf aktive Mitarbeiter unter den einfachsten Leuten.

e) Missionarischer Aufbruch unter schwierigen Umständen

Was eine altgewordene Mission ist, ist uns am 30. Dezember 1967 drastisch vor Augen getreten. Am Strand von Tranquebar erblickten wir den Stein mit der in mancher Hinsicht vielsagenden Inschrift: «1706–1906: Durch die Gnade Gottes landeten hier am 9. Juli 1706 die ersten evangelisch lutherischen Missionare in Indien: Bartholomäus Ziegenbalg und Hienrich Plütschau, errichtet von den dankbaren Gemeinden der evangelisch-lutherischen Mission im Jubeljahr 1906.» Während unserer Autofahrt durch den südindischen Kontinent konnten wir feststellen, dass sich die Hindutempel auf dem Weg nach Tranquebar vermehrt haben.

Die Todesnähe der Gemeinde wurde uns symbolisch durch das Gräberfeld hinter dem Fort erhellt. Alles ist verfallen oder am Verfallen. Ziegen weideten auf den Gräberstätten. Schweine suchten ihr Futter. Frauen wuschen ihre Kinder hinter den Grabsteinen. Ein leuchtendes Kreuz auf der leeren Zionskirche schien in die einbrechende Nacht hinaus. Ja, «Es begann in Tranquebar»[321]! Und es ging dann weiter, weit über zweihundert Jahre lang! Aber diese Westmission kam zu ihrem Ende. Mit dem «Ende» dieser Westmission ist aber nicht die christliche Mission als solche zu ihrem Ende gekommen. Auch in Indien geschehen neue Aufbrüche der Christen auf ihrem Kontinent. Im folgenden seien einige Hinweise für solche Aufbrüche aufgeführt.

1. Wir haben mehr als einmal erlebt, dass europäische oder amerikanische Missionare keine Aufenthaltsbewilligung mehr erhielten. Man sprach vom «*Moratorium*». Dabei dachte man an einen längeren *Unterbruch* der westlichen Missionsarbeit zugun-

Abb. 11
Gedenkstein in Tranquebar (Indien)

sten der selbständig werdenden Kirchen und ihrer missionarischen Aktivität. Dabei stellte sich die Frage, ob der Abbruch nicht zum *Aufbruch* anderswie und anderswohin führen könnte.

2. Wenn der christliche Missionar spürt, dass er nicht mehr erwünscht ist, kann es bei ihm zu einer heilsamen *Schockwirkung* kommen. Er sieht seine eigenen Missstände: war er überlastet von zu vielen Aufgaben, die er gar nicht hätte tun müssen? War er unterbelastet in seelsorgerlicher Hinsicht, weil Kämpfe und Krämpfe ihn viel zu wenig zu den Menschen kommen liessen? Hat er sich zur Flucht ins Routinegeschäft verführen lassen? «Lief» das Geschäft, ohne dass er wirklich zu den Leuten «lief» und sie nicht mehr zu ihm «liefen»?

3. Bei einer Sitzung im Lehrerkollegium in Mangalore hörte ich einen indischen Dozenten europäische Missionare tadeln, die an ihrer einflussreichen Stellung festhalten möchten. Aufbruch zu neuer Wirkungsweise würde jetzt bedeuten: in der Preisgabe von zweifelhaften Vorteilen *Handlungsfreiheit zu neuen Lebenserfahrungen* erhalten!

4. Freundschaften unter Missionaren können reichen Gewinn bringen, aber auch der grösseren Gemeinschaft des Mitarbeiterkreises schaden. Mitarbeiter sind nicht ohne weiteres Freunde. Die Gesangbuchzeilen:

> Kommt, Kinder, lass uns wandern, wir gehen Hand in Hand;
> Eins freuet sich am anderen in diesem fremden Land

gehen nicht unbedingt leicht über die Lippen! Andrerseits konnte eine Missionarin gerade in der *Öffnung für einen andersfarbigen Menschen* erfahren, was christliche Liebe ist. Sie erfuhr in der Fremde die Heimat der Liebe an Fremden und mit Fremden. Sie verstand aus der Praxis, was der alte Diognetbrief mit den Worten zum Ausdruck brachte: «Jede Fremde ist ihnen (den Christen) ein Vaterland, und jedes Vaterland ist ihnen eine Fremde.»[322] Freundschaftsbeziehungen lassen zur Öffnung aufbrechen in der grösseren Gemeinschaft unter Fremden mit Fremden.

5. Mancher *Widerspruch* im Leben der einheimischen Kirchen zeigt sich darin, dass sie einerseits nicht abhängig sein wollen vom Westen und andrerseits doch nicht mit Betteln um Spenden aufhören können. «Aufbruch» würde hier bedeuten: in ein wechselseitiges Geben und Nehmen hineinwachsen, wobei das Finanzielle und das Geistliche miteinander verquickt sind. Schon vor einem halben Jahrhundert hat der indische Bischof Azariah darauf hingewiesen, dass das «christliche Geben» in einer wechselseitigen Hingabe besteht: die Öffnung für die Mitmenschen ist ein wechselseitiges Geheimnis in der konkreten Praxis[323].

6. Das christliche College in Bangalore bekam teilweise heftige Kritik aus *fundamentalistischen Kreisen* zu hören. Ein Theologe aus diesen Kreisen riet mir, mich von dieser Ausbildungsstätte abzuwenden. Tatsächlich aber steht das College in Bangalore vor einer doppelten Aufgabe. Einerseits unterstehen die Lehrkräfte der Pflicht, Pfarrer für die verschiedenen christlichen Kirchen auszubilden und darum auch Wege einzuschlagen, um zur echten christlichen Frömmigkeit anzuleiten. Andrerseits sieht sich das

College aber auch vor die Tatsache gestellt, dass die heutigen christlichen Kirchen in Indien mit ihren Pfarrern und Gemeinden von der ausserchristlichen säkularen Welt und den nichtchristlichen Religionen noch wenig wissen. Ihr oft introvertiertes Christentum führt sie dazu, die Ohren und das Herz zuzuschliessen, z.B. vor dem *«Gebet für Indien»,* das der nichtchristliche Dichter, Philosoph und Musiker *Rabindranath Tagore* (1861–1941) einst gesprochen und das der Franziskaner Coelho für den «Tag der Unabhängigkeit» übersetzt hat:

Mein Vater, lass mein Land in den Himmel der Freiheit hineinwachsen,
Wo der Geist ohne Furcht ist und der Kopf hochgehalten wird,
Wo die Erkenntnis frei ist,
Wo die Welt nicht durch enge Hauswände in ihre Bestandteile zerbricht,
Wo die Worte aus der Tiefe der Wahrheit herauskommen,
Wo unermüdliches Streben seine Arme der Vollkommenheit entgegenstreckt,
Wo der klare Strom der Vernunft sich nicht in die öden Sandwüsten toter Gewohnheit verliert,
Wo der Geist durch dich in sich stets erweiternden Gedanken und Aktionen geleitet wird!

Wenn der Aufbruch zu solch nichtchristlichen Stimmen bejaht wird, kann sich ein christliches College nicht darauf beschränken, echte Frömmigkeit nur in emotional eingefahrenen Geleisen und in liturgisch festgelegten Bezirken zu pflegen. Zwischen schädlichem Zwang und individueller Willkür findet sich der Aufbruch zur Brunnenstube christlicher Freiheit und geschwisterlicher Gemeinschaft in der Anrufung *des* Vaters, der «seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse» (Matth. 5,45).

7. In einer Retraite kam uns Dozenten das Dilemma zum Bewusstsein, in das indische Studenten hineingeraten, wenn sie unter dem Einfluss ihrer pietistisch und liturgisch geprägten Kirchen in den sogenannten «Gemeinschaftsgruppen» *(«fellowship groups»)* meinen ein frommes Gegengewicht gegen rein intellektuelle Beschäftigungen theologischer Art finden zu können. Mir kam in Indien wie auch schon in Europa ein heimlicher Hass auf alle «Theologie» entgegen. Dieser Hass nährt sich von dem Vorurteil, dass theologische Beschäftigung von vornherein im Kampf liegen müsse mit echter Frömmigkeit. Ich ermunterte die Studenten dazu, nicht nur die Bibel, sondern auch profane Schriften intensiv zu lesen. Und gerade beim Aufbruch zu dieser doppelten Öffnung könnte es geschehen, dass das Wehen *des* Geistes spürbar wird, der «in alle Wahrheit leitet», die ihr Zentrum in Jesus Christus gefunden hat (Joh. 16,13).

8. Besonders instruktiv war mir eine allindische Konferenz über *theologische Ausbildung* (29. April bis 4. Mai 1968). Das Ziel der Ausbildung sah man nicht in der Schaffung eines würdigen Pfarrerstandes, der seine Positionen und Ehrenstellungen zu wahren und zu festigen hätte, sondern «in besonders verantwortlichen Dienstträgern im Rahmen des allgemeinen Priestertums». Der Pfarrer ist nicht ein gottesdienstlicher Funktionär, der betend und amtierend zur Stelle zu sein hat. Er ist dazu berufen, mit den Gemeindegliedern zusammen in neuen Erziehungsphasen weiterzuwachsen. Mit-

ten im Gespräch mit einfachen Leuten will die praktische Theologie immer neu eingeübt sein. Aufbruch also im selbstkritischen Weiterwachsen unter der Leitung des kritischen heiligen Geistes.

9. Mein Kollege Kurien hatte von der *Gefahr der englischen Sprache* geredet, die zwar im vielsprachigen Indien als unerlässliches Medium benützt werden muss, die es aber oft verhindert, dass der *Inhalt der christlichen Botschaft,* die in den Kopf eindrang, ins Herz hinuntersinkt. Damit hängt es dann auch zusammen, dass der *Mangel an kreativem indischen Denken* zu beklagen ist. Klaus Klostermaier[324] behauptete zwar, dass die gründliche theologische Ausbildung das Herz des Inders nicht verwandle, sondern es nur mit einem christlichen Firnis überkleistere. Diese Behauptung ist aber nur dann stichhaltig, wenn Kopf und Herz nicht symphonisch zusammenklingen. Eine einheimische Sprache bietet aber auch noch keine Gewähr dafür, dass mit ihrer Hilfe das Evangelium wirklich unter die Leute kommt. Lokale Traditionen aller Art oder ein enger Kirchengeist könnten der Durchbruchsgewalt des Heiligen Geistes im Wege stehen. Das befreiende Evangelium will sich in «jedem Dialekt» (Apg. 2,8) Eingang verschaffen in Kopf *und* Herz, wenn der Windstoss des Heiligen Geistes Köpfe und Herzen erfasst.

10. Kopf und Herz in ihrer harmonischen Verbindung zielen aber auf *soziale Verbesserungen* in der *menschlichen Gesellschaft,* die heute in allen Kontinenten zu einem grossen «Weltdorf» zusammenzuwachsen berufen ist. Das Elend der anderen Mitmenschen kommt immer näher auf uns zu. Die im sozialen Horizontalauftrag «aufwachenden» und auf eine «tatkräftige Hilfe hin sich entwickelnden» und sich *so* «entfaltenden Menschen» stehen unter dem Verheissungszeichen *des* Gottes, der «wachsen lässt» (1. Kor. 3,6). Dabei stellt sich aber die Frage, ob der ökonomische Wachstumsvorgang zum verderblichen Überfluss und zur Schädigung der Nächsten führt, die in den Mangel hinuntergestossen werden, oder ob das Wachstum das «Überströmen» auf andere zur Folge hat, die frei werden, in der ökonomischen Entwicklung mitzutun.

In der «Gesamtindischen Konsultation über Theologie, Politik und Gesetz im Kontext von Indiens sozialer Revolution»[325] wurde die Ausführung von Landverteilungsprojekten zusammen mit einer neu erkannten Verantwortung gegenüber der Natur gefordert. Dadurch würde die Selbsthilfe der indischen Bauern geweckt, die sich mit der Hilfe der sich einschränkenden Grossgrundbesitzer verbinden müsste. «Gleichheit» wäre dabei nicht als ein starres Prinzip zu verstehen, sondern als ein Streben nach ausgleichenden Tendenzen. Die «wohlerworbenen Rechte» (die «vested interests») der Landbesitzer träten in den Hintergrund. Der *Aufbruch* im sozialethischen Sinn wäre im Entgegenkommen von zwei Seiten her zu bewerkstelligen.